

Von Erwin Mülhaupt

Die Gedenkworte zur Gründung des Deutschen Reiches anno 1871, die wir in diesem Jahr 1971 bisher von angesehenen Deutschen zu hören bekamen, haben leider in mehr als einem Fall gezeigt, wie schwer es uns wird, über rechte oder linke Emotionen hinaus zu einer ernsthaften Beurteilung der eigenen Geschichte zu kommen. Solche Gedenkworte sind Versuche zur Bewältigung unsrer Vergangenheit, man wird von vielen derselben, einschließlich der Ansprache unseres Bundespräsidenten, schwerlich behaupten dürfen, daß sie wohl gelungen seien und für das künftige Verhältnis unsrer Zeitgenossen zur Geschichte viel versprochen.

Zum Vergleich stelle ich ein Exempel von Bewältigung der Vergangenheit vor, das aus der Feder eines Zeitgenossen von 1871, eines engagierten französischen Politikers und ebenso engagierten Protestanten hervorging. Es ist das Werk des Grafen Agénor de Gasparin (1810—1871) unter dem Titel »La France, nos fautes, nos périls et notre avenir«, konzipiert in den letzten Monaten des Deutsch-französischen Krieges von 1870/71, erschienen 1872 in Paris. Agénor de Gasparin starb am 14. Mai 1871 in Genf und ist auf seinem in der Nähe liegenden Landsitz Valleyres begraben. Die französische »RGG«, nämlich P. Lichtenbergers »Encyclopédie des sciences religieuses«, Band 5 (1878), S. 417 bezeichnet das Werk de Gasparins — es sind zwei Bände mit 344 und 400 Seiten, künftig abgekürzt: I und II — als »sein politisches Testament und gleichsam seinen letzten Willen für sein Vaterland«. Es lohnt sich, dieses Testament zu lesen. Ich jedenfalls gestehe, bisher nirgendwo einer so zugleich ehrlichen und vornehmen nationalen Selbstkritik und einer so positiven, mit detaillierten praktikablen Vorschlägen verbundenen Gesellschaftskritik am eigenen Volk begegnet zu sein.

Jedoch, ehe ich den Inhalt des in einem glänzenden Französisch geschriebenen Buchs in bezeichnenden Auszügen darlege, noch einige Worte zur Biographie des seltsamen Mannes. Agénor de Gasparin stammte aus korsischem Geschlecht wie Napoleon, seine Familie war aber protestantisch und lebte seit längerer Zeit in Orange. Schon der Vater war unter den 1815 zurückgekehrten Bourbonen und nach 1830 unter dem Bürgerkönig Louis Philipp (1830—1848) in hohen staatlichen Ämtern. 1864 wurde ihm da-

für in Orange ein Denkmal errichtet. Der Sohn Agénor wächst unter einem elsässischen Hauslehrer Schaeffer auf, besucht 1822 bis etwa 1836 in Paris Lyceum und Universität (Studium der Rechte), ist bereits 1836 eine Art Ministerialdirektor im Ministerium Guizot und 1842—1846 Abgeordneter seiner korsischen Heimat in der Deputiertenkammer Frankreichs. Er ist ein Verehrer der liberalen Friedenspolitik Louis Philipps, noch in seinem letzten Werk bezeichnet er sich selbst als einen »alten Liberalen und alten Christen«. Dagegen ist das Jahr 1848 für ihn ein »unglückseliges Datum« und die Wiederaufrichtung des Kaiserreiches durch Napoleon III. (1852) der Anfang des Krieges 1870/71 (I, 62). 1837 verheiratet er sich mit der hochbegabten, ebenso wie Agénor schriftstellerisch tätigen Genferin Valérie Boissier; sie stammt aus einer der vornehmsten Genfer Familien, zu ihrer Verwandtschaft gehörte der zweite Mann und Witwer der berühmten Madame de Staël, deren Deutschlandbuch bis in die 40er Jahre des Jahrhunderts einen wohltuend versöhnlichen Einfluß auf die französische Geistigkeit hatte. War Agénors Hauslehrer der Elsässer Schaeffer, so war Valéries Erzieher zehn Jahre lang der später bedeutende lutherische Pfarrer von Paris Louis de Valette (1800—1872). Man wird den Einfluß dieser klugen, frommen, aktiven Frau auf Graf Gasparin nicht gering schätzen dürfen: wenn in der zweiten Hälfte seines Lebens von 1848 bis 1871 der Schwerpunkt seiner Schriftstellerei und Wirksamkeit ebenso auf dem religiös-kirchlichen Gebiet liegt wie in der ersten Hälfte von 1832 bis 1846 auf dem politischen, so ist dieser Wandel sicher stark von ihr mitverursacht. Th. Borel, der Biograph Gasparins (Paris 1879) betont wahrscheinlich nicht umsonst: »Die Bibel war ihm wie jedem (!) Protestanten von Jugend auf vertraut, aber lebendig wurde sie für ihn doch erst seit seiner Heirat; das erste Geschenk, das er von seiner Verlobten empfing, war ein Evangelienbuch, und das erste Versprechen, das sie von ihm empfing, war, daß sie das heilige Buch jeden Tag lesen wollten.« Wahrscheinlich nicht zufällig fällt auch die für einen Franzosen auffallend intensive Beschäftigung mit Luther in die letzten 23 Jahre seines Lebens, die er nicht mehr in Frankreich, sondern in der Heimat seiner Frau zubrachte. Das Lutherbuch de Gasparins, das aus Genfer Vorträgen der späten 50er Jahre hervorging und 1873 von seiner Witwe publiziert wurde, offenbart uns den Autor als den intimsten Kenner und Liebhaber Luthers, den Frankreich im ganzen 19. Jahrhundert hervorgebracht hat. Seine Anteilnahme und Teilnahme am politischen Leben seiner französischen Heimat hörte jedoch auch nach 1848 nicht auf. Er setzt sich nicht nur 1852 für das in Florenz geplagte protestantische Ehepaar Madiai ein und kämpft zusammen mit seinem Freund Alexandre

Vinet und nach dessen Tode 1847 in seiner Nachfolge für die freie evangelische Kirche im Waadtland, sondern nimmt auch 1860 im amerikanischen Sklavereikrieg leidenschaftlich für Lincoln Partei. Er liest Tocqueville mit Begeisterung und Donoso Cortés mit Ablehnung, protestiert im Juli 1870 öffentlich gegen die französische Kriegserklärung und setzt im Februar und März 1871 seine letzten physischen Kräfte in der Fürsorge für die Soldaten der Bourbaki-Armee ein, die nach der Schlacht an der Lisaine auf schweizerisches Gebiet übergetreten waren und interniert wurden. Vier Tage nach dem Frankfurter Frieden vom 10. März 1871 stirbt er in Genf.

»La France, nos fautes, nos périls et notre avenir — Frankreich, unsre Fehler, unsre Gefahren und unsre Zukunft« besteht aus drei verschiedenen großen Abschnitten, erstens einem Aufsatz über Patriotismus (I, 9–73), zweitens breiten Ausführungen über die Vorgeschichte und Geschichte des Krieges 1870/71 im Rückblick (I, 77–302) und schließlich drittens im Vorblick auf die Zukunft noch breiteren Ausführungen über künftige französische Politik (I, 303–348 und II, 1–400). Ich beginne mit Auszügen aus dem zweiten Teil.

#### I Zur Vorgeschichte und Geschichte des Krieges 1870/71

Graf de Gasparin blickt dankbar zurück auf die Zeiten Ludwigs XVIII. (1815–1824) und namentlich auf die Zeiten des Bürgerkönigs Louis Philipp (1830–1848) und dessen liberale Ministerien Guizot († 1876) und Thiers († 1873). Er schreibt I, 83 und 85: »Zwischen 1815 und 1848 konnte man auf eine liberale Ära und eine helle Zukunft hoffen . . . Der damalige Anlauf zur Freiheit, der erste in unsrer Geschichte, war ernsthaft, das Regiment der Volksvertretung (le gouvernement représentatif) funktionierte, es herrschte 30 Jahre lang Friede bei uns wie nie zuvor, die Gesetze wurden respektiert, eine freiheitliche Entwicklung war in vollem Gang.« Zum Verständnis und zugleich zur Bestätigung dieses Urteils namentlich über den Bürgerkönig Louis Philipp mag der Hinweis dienen, daß auch ein ganz anderer kritischer Zeitgenosse jener 30er und 40er Jahre, nämlich Heinrich Heine, von Männern wie dem Bürgerkönig, von Guizot und Thiers mit Respekt und Hochachtung spricht, von Louis Philipp, »dem besten Monarchen, der jemals die konstitutionelle Dornenkrone trug«, von Guizot, von dem er schreibt, »es ist etwas Sicheres Haltbares Gründliches in diesem Mann, und ich glaube, die Interessen der Menschheit liegen ihm am Herzen«, von Thiers, dem klugen, geschmeidigen, glänzenden, gegen den alle »anderen Franzosen erscheinen wie lauter plumpe Deutsche«.

Die Wende zum Schlechteren, zum Kriegerischen, zum Despotischen kam für de Gasparin mit der Revolution von 1848 und der Wiederkehr

eines Bonaparte in die Führung Frankreichs, nämlich Napoleons III., seit 1852 Kaiser der Franzosen. De Gasparins Worte lauten: »Seit 1848, seit die Revolutionäre den Despotismus gebracht und die Freiheit erwürgt haben, seit diesem Tag habe ich für Frankreich gezittert« (I, 82). Denn der Geist der Revolution und der Geist des Despotismus wohnen für de Gasparin nahe beieinander: »Als Rousseau die Volkssouveränität proklamierte und ihr den Raum der individuellen Freiheiten opferte, hat er die Theorie des Staatsdespotismus geschaffen« (I, 57). Seither heißt es bei den Revolutionären: »Ihr habt die Freiheit, zu denken wie ich, das ist die Definition der Freiheit in der revolutionären Schule« (I, 346).

Fast gleichzeitig mit der Revolution von 1848 erschien Napoleon in Paris und wurde nach der Niederschlagung des Radikalismus bereits im Dezember 1848 zum Präsidenten der Republik gewählt, beseitigte 1851 nach dem Muster seines berühmteren Vorfahren das parlamentarische Regiment und machte sich 1852 zum Kaiser Napoleon III. Außer auf das bonapartistisch gesinnte Militär stützte er sich in seiner Regierung auch auf die damals erstarkende ultramontane katholische Richtung, seit seiner Heirat 1853 darin besonders von seiner Gemahlin, der Kaiserin Eugénie (1826–1920), einer spanischen Gräfin, unterstützt. In jenen Jahren hatte das ultramontane Blatt »L'Univers« unter der Redaktion von Louis Veuillot (1813–1883) seine großen Tage, und 1850–1853 weilte und wirkte als spanischer Gesandter in Paris Donoso Cortés (1809–1853), der bedeutendste staatspolitische Theoretiker des Ultramontanismus. Auf diese Zeiten bezieht sich de Gasparins These, daß sich der Krieg 1870/71 seit 18 Jahren (von 1870 an zurückgerechnet) anbahnte: »Seit 18 Jahren bereitet der Ultramontanismus den Kampf der lateinischen gegen die anglo-germanische Welt vor. Seit 18 Jahren bemüht sich die klerikale Partei, unterstützt von der Militärpartei, Frankreich die Rolle einer wesentlich katholischen Macht zuzuschieben. Diese Partei hat energisch zum Krieg von 1870 gedrängt. Ihr Traum war, aus diesem Krieg einen Religionskrieg zu machen« (I, 62). Unwillkürlich erinnert man sich bei diesen Worten de Gasparins an die verzweifelten Ausrufe katholischer Zeitgenossen nach der Schlacht von Königgrätz 1866, als ob mit der Niederlage des katholischen Österreich gegen das protestantische Preußen die Weltgeschichte ihren Sinn verloren habe, oder umgekehrt an den berühmten Satz des oben genannten Donoso Cortés, daß die letzte Auseinandersetzung über das geistig-religiöse Schicksal Europas »auf dem Sand der Mark Brandenburg« fallen werde und müsse. Niemand schien de Gasparin für solche zum Krieg treibenden Tendenzen so zugänglich wie ein Bonaparte. Unter der Überschrift »Das Kaiserreich bedeutet Krieg« schreibt er: »Man pflückt keine Trauben von den Dornen, und man pflückt nicht den Frieden von einem

Bonaparte, noch weniger die Freiheit« (I, 167). Soviel zur Beleuchtung der Vorgeschichte des Krieges 1870/71 in der Sicht des französischen Grafen.

Was nun die Ereignisse des eigentlichen Kriegsjahrs 1870/71 angeht, so besteht für de Gasparin, im Unterschied zu manchen Deutschen unserer Zeit, nicht der geringste Zweifel darüber, daß dieser Krieg von Frankreich, das heißt von der klerikalen Partei und dem französischen Militär von ganzem Herzen gewollt und nicht etwa durch Bismarcksche List und Tücke Frankreich aufgezwungen war. Nach dem Verzicht des Hohenzollernprinzen auf die spanische Thronkandidatur bestand nach der Meinung des Grafen keinerlei wirkliche Veranlassung mehr, jene aufreizenden Mehrforderungen zu stellen, die dann zur Emser Depesche und der französischen Kriegserklärung führten. Den französischen Landsleuten, die behaupteten, der Krieg sei unvermeidlich gewesen, ruft de Gasparin zu: »Im Gegenteil, der Krieg war so sehr vermeidlich, daß man, um ihn unvermeidlich zu machen, ihn wollen und zwar absolut wollen mußte!« (I, 136). — Einen besonderen Abschnitt widmet der Graf der bekanntlich auch von Karl Marx geteilten These, daß nach der Kapitulation von Sedan am 2. September 1870 der Krieg von Preußen hätte beendet werden müssen. De Gasparins Sätze lauten: »Die merkwürdigste und verbreitetste These ist die, bis Sedan sei Deutschland im Recht gewesen, nach Sedan im Unrecht . . ., denn sobald ein provozierendes Land eine neue Regierung habe (d. h. nachdem das Kaiserreich gestürzt und die Republik aufgerichtet ist), müsse der Feind seinen Vormarsch einstellen. Wenn er ihn fortsetzt, wird er zum Aggressor« (I, 175, 177). De Gasparin betont ausdrücklich, dies sei besonders die These »aller Anhänger des Radikalismus und Sozialismus, aller Vertreter des revolutionären Geistes«, fügt jedoch hinzu, diese These hätte nur dann Überzeugungskraft, wenn die republikanische Partei Frankreichs von Anfang an gegen den Krieg gewesen wäre — was jedoch nicht der Fall war. Tatsächlich waren der alte liberale Thiers und Graf de Gasparin anscheinend die einzigen, die sich im Juli 1870 öffentlich gegen die französische Kriegserklärung ausgesprochen haben. Außerdem fühlt sich de Gasparin ehrlicherwise gedrungen, zu erklären: »Die Republik ist an sich noch lange keine Garantie für den Frieden . . . Unsre erste Republik hat bekanntlich den Krieg nach Italien, Belgien, der Schweiz, Holland und Deutschland getragen« (I, 181). Eine andre Form derselben sozialistisch-republikanisch-revolutionären These lautete: Man ist in unser Land eingefallen! De Gasparin meint dazu: »Man ist in unser Land eingefallen, das war der allgemeine Schrei nach Sedan. Ich begreife den Schmerz, aber ich begreife nicht die Empörung! . . . Denn wer selber (sc. in das andre Land) einfallen wollte, der muß damit rechnen, daß man auch bei ihm einfällt!« (I, 185, 187). Im übrigen macht de Gasparin gerade der republikanischen Regierung Léon Gambettas (1838—1882), die nach Sedan

den Krieg nicht beendete, sondern weiterführte, den Vorwurf, durch ihren Aufruf zum Partisanen- oder Franc-tireurs-Kampf den Krieg erst richtig brutalisiert zu haben. Seine Worte lauten: »Bis zu der Stunde, wo die Republik die revolutionären Leidenschaften entfachte und den Ruf ergehen ließ: Tötet jeden mit allen Mitteln! hat sich der Krieg in den Grenzen militärischer Zucht bewegt. Der Partisanenkrieg hat nichts gerettet, aber alles brutalisiert. Soldat gegen Soldat, das ist das Prinzip eines zivilisierten Krieges!« (I, 242, 243).

Interessant ist auch der Vergleich der allgemeinen Kriegsführung auf beiden Seiten, den der französische Graf anstellt. Er, der Franzose, kann diesen Vergleich geradezu unter die Überschrift stellen: »Die moralische Überlegenheit hat gesiegt!« (I, 314–322). Zwei Dinge hebt er dabei besonders hervor, erstens die bessere Manneszucht im deutschen Heer, zweitens die »Landwehr«. Er gebraucht den Ausdruck Manneszucht nicht, sondern spricht von der »Aufrichtigkeit, Einfachheit und Schlichtheit« (*sincérité, simplicité, sobriété*, I, 316) im ganzen Gehabe von Offizier und Mann. Jedoch nicht weniger wichtig als diese Anerkennung, die er dem deutschen Heer zollt, ist der einschränkende Rahmen, in den er dieses Lob stellt. Er betont nämlich ausdrücklich, die moralische Überlegenheit auf der deutschen Seite sehe er nicht in der hegelschen Philosophie, nicht in der deutschen Politik, auch nicht in den deutsch-patriotischen Theologen, die die Deutschen für eine »ausgewählte Rasse« (I, 314) halten; diesen eitlen und eingebildeten Leuten könne er nur sagen: »Uns Franzosen hat die Eitelkeit verdorben, Deutschland möge sich vor dem Stolz in Acht nehmen!« (I, 315). De Gasparin steht mit diesem Urteil sicher nicht allein: Soldaten und Generäle haben in der Geschichte oft einen besseren, bescheideneren, aufrichtigeren Eindruck gemacht als die geistigen Führer oder die politischen Propagandisten einer Nation. Zu dieser deutschen *sincérité* rechnet de Gasparin auch die deutsche Kriegsberichterstattung, von der er schreibt: »Von einem Ende Europas bis zum andern wartete man auf diese Depeschen, um zu erfahren, was wirklich passiert war« (I, 316), den französischen Kriegsberichten glaubte man offenbar nicht. Man sprach zwar schon damals in Frankreich von den »Barbaren des Nordens« und führte dafür die Belagerungen von Paris und Straßburg an, Graf de Gasparin beteiligt sich nicht an solchen Reden, sondern räumt der deutschen Armee im allgemeinen eine, soweit das im Kriege überhaupt möglich ist, loyale Kriegsführung ein. Insbesondere gilt dies auch für die Belagerung

1 Im Jahr 1870 hörte Rom auf, eine päpstliche Stadt zu sein, und wurde, unter überwältigender Zustimmung der Bevölkerung, dem Königreich Italien einverleibt.

2 Gambetta verkündete am 4. 9. 1870 die Republik, führte den Krieg weiter, wurde aber nach dem Fall von Paris im Februar 1871 gestürzt.

Straßburgs, von der de Gasparin schreibt: »Ich gestehe, daß mein Gewissen durch die loyale Belagerung Straßburgs von 1870 weniger verletzt wird als durch die illoyale Einnahme Straßburgs 1681« (I, 218).

Gewissermaßen als ein Geheimnis der deutschen militärischen Überlegenheit empfindet der französische Graf die »Landwehr« — er gebraucht das deutsche Wort so, wie man in den nächsten Jahrzehnten von »le Reich«, dem Deutschen Reich, sprach. Mit Landwehr war derjenige Teil der deutschen Truppen gemeint, der nicht zum aktiven stehenden Heer, aber auch nicht zum Landsturm, zur letzten Reserve gehörte. Die Landwehr bestand aus den 26—39jährigen, die früher einmal gedient hatten und nur in Gefahrenzeiten, also im Kriege, wieder eingezogen wurden. Naturgemäß waren das im Durchschnitt Familienväter, und eben auf diesen Umstand führt de Gasparin, wohl nicht mit Unrecht, den verantwortungsvollen Ernst der deutschen Kriegführung zurück: diese Leute führten den Krieg nicht aus Lust am Krieg oder, wie de Gasparin einmal sagt (I, 143), um »einmal wieder Krieg und Sieg zu reimen« (faire rimer gloire et victoire), sondern um ihrer Heimat und Familien willen und mit der Entschlossenheit, ihn so bald als möglich zu beenden. Im dritten, sozusagen therapeutischen Teil seines Werks widmet der französische Graf diesem Landwehrsystem einen breiten Abschnitt von 26 Seiten (II, 340—366), und tatsächlich wurden nach 1870 in Frankreich ernsthafte Anstrengungen in dieser Richtung gemacht.

Aufs ganze gesehen scheut sich de Gasparin nicht, die Ereignisse von 1870/71 als »Gottesgerichte« (jugements de Dieu) über den allzukriegslüsternden Geist Frankreichs seit 1852 anzusehen (I, 289—302). Auf Seite 294f stellt er die harte erschütternde Entsprechung zwischen menschlichem Streben und göttlicher Quittung, Wort und Antwort, Schuld und Schicksal in einigen geschliffenen Sätzen dar, indem er schreibt:

Das Kaiserreich sucht den Krieg — und findet Sedan!

Die klerikale Partei treibt zum Krieg — und verliert Rom!<sup>1</sup>

Die Chauvinisten akklamieren dem Krieg — und Elsaß-Lothringen geht verloren!

Die Revolution heizt den Krieg neu an — aber Gambetta<sup>2</sup> wird gestürzt!

Paris, die Hauptschuldige, die Korrupte, die Aufrührerische treibt zum Krieg — und Paris wird belagert, blockiert und eingenommen!

Herr von Wimpffen<sup>3</sup> trug die Kriegserklärung nach Berlin — und Herr von Wimpffen unterzeichnet die Kapitulation von Sedan!

Versailles war der Palast des Großen Königs<sup>4</sup>, der Straßburg und Lothringen raubte und die Pfalz plünderte — und der Waffenstillstand<sup>5</sup> wird in diesem Palast des Großen Königs geschlossen!

Man muß sich und den geneigten Leser immer wieder daran erinnern: diese und dergleichen Sätze stammen nicht von einem Deutschen, sondern von einem sein Vaterland liebenden Franzosen, allerdings einem, der seinen Patriotismus folgendermaßen definiert: »Je mehr ich mich mit meinem Vaterland solidarisch fühle und je mehr ich für seine Ehre eintrete, desto mehr kämpfe ich gegen das, was es kompromittiert« (I, 22) und an anderer Stelle: »Ein Mensch mit moralischem Gleichgewicht liebt sein Vaterland, seine Familie, die Humanität, die Freiheit, er gibt keine seiner Pflichten auf. Sein Patriotismus unterdrückt nichts, sein Gewissen erstreckt sich auf alles. Nur so ist er der vollkommene Bürger« (I, 31). Um so mehr verdienen auch die Worte de Gasparins Beachtung, die er im Blick auf die Friedensverhandlungen an die deutsche Adresse richtet. Er warnt vor einem Frieden, der den Keim künftiger Kriege in sich trägt, er setzt sich für die Erklärung Elsaß-Lothringens zur neutralen Zone ein und schreibt im Hinblick auf die wahrscheinlich härteren Forderungen des Siegers folgende Worte (I, 298f): »Ich habe nichts zu erwidern, wenn ein Deutscher mir sagt: ich habe euch nur dasselbe angetan, was ihr mir angetan habt! Aber die Deutschen mögen nie kommen und sagen: man konnte nicht anders! Bei der Ehre Deutschlands und im Namen des Friedens in Europa, sie konnten anders!« In der Tat, wer an Bismarcks Verhalten nach Königgrätz, also an seinen Verzicht auf Demütigung Österreichs und auf Annexionen in Österreich denkt, der muß dem Franzosen Recht geben: »Sie konnten anders!«

## II Zukunftsgedanken de Gasparins über Reform und Frieden

Man ist bei uns oft groß in der Kritik, aber ängstlich und schwach im Aufbau, sehr beredt in der Diagnose und Analyse, aber wenn es zur Therapie und zur Synthese kommen soll, geraten die Redner und Schreiber ins Stokken oder verstummen. Es ist demgegenüber etwas Wohltuendes, daß der Diagnostiker und Analytiker de Gasparin sich namentlich im zweiten Band seines Werks unter der Überschrift »Die Heilung« oder »Das Heilmittel« (Le remède) ausführlich mit Überlegungen darüber befaßt, wie der Weg

- 3 General Emanuel Felix von Wimpffen (1799–1884), Enkel eines in Zweibrücken geborenen Pfälzers, der unter Napoleon I. zu Ehren gekommen und Franzose geworden war, unterschrieb die Kapitulation von Sedan.
- 4 Gemeint ist der Sonnenkönig Ludwig XIV. (1661–1715), den sein Jahrhundert fürchtete, bewunderte und nachahmte. Dennoch urteilt der Hugenott de Gasparin nicht ohne Grund über ihn: »Der Große König hat das Große Frankreich getötet!« (II, 210).
- 5 Nach der Kapitulation von Paris wurde am 28. Januar 1871 Waffenstillstand und am 28. Februar der Präliminarfriede geschlossen, beides in Versailles. Der endgültige Friede wurde am 10. Mai in Frankfurt am Main geschlossen.

Frankreichs weitergehen und wonach sich der rechte Franzose künftig orientieren soll (II, 91–400). Abgesehen davon, daß manches, was er in diesen Zusammenhängen vorbringt, uns dadurch modern und aktuell anmutet, beweist er überzeugend, daß es ihm nicht um destruktiven Defaitismus, sondern um konstruktiven Patriotismus zu tun ist. Worum es ihm als Franzosen und Patrioten dabei vor allem geht, läßt sich in Anlehnung an de Gasparins eigene Formulierungen am besten und kürzesten in einigen Gegensatzpaaren darstellen.

»Nicht Revanche, sondern Reform« – diese Devise bildet den ersten Abschnitt seines therapeutischen Teils. Das eine ist für ihn das Gegenteil des andern, daher seine Worte: »Die Reform zerstört den Stolz und damit den Geist der Revanche. Die Reform treibt zur Rückkehr zu Gott, sie kämpft gegen die Laster, sie richtet unsern Ehrgeiz auf den Fortschritt, sie gewinnt Schlachten auf dem Feld des Geistes und der Moral« (I, 312). Sie ist in erster Linie auf Veränderung der Menschen, nicht der Institutionen gerichtet: »Wir beschäftigen uns immer viel mit den Institutionen, wir sollten uns mit den Charakteren beschäftigen!« (II, 96). Denn »Institutionen machen keine Völker, sondern die Völker machen die Institutionen, wir aber haben uns zu sehr daran gewöhnt, den Karren vor die Ochsen zu spannen und zu meinen, freie Institutionen würden freie Völker hervorbringen« (II, 160). Der Graf kann diese Erinnerung an die notwendigen Prioritäten nationaler Erziehung auch auf die Formel bringen, daß die Völker manchmal Zeiten der Buße brauchen, er läßt sich nicht mit dem Gegenargument beschwichtigen, daß Nationen keine Buße tun könnten, sondern nur Einzelpersonen. Er erklärt: »Die Geschichte gibt hierauf Antwort ... die Erhebung der Vereinigten Staaten war eine Bußbewegung<sup>6</sup>, ... die Erhebung Preußens nach Jena war eine Bußbewegung<sup>7</sup>, ... die Erhebung Rußlands ist eine Bußbewegung« (II, 112).<sup>8</sup>

6 De Gasparin denkt an den amerikanischen Bürgerkrieg 1861/65 gegen die Sklaverei des Südens unter Führung Abraham Lincolns, der ihn im Namen der ursprünglichen amerikanischen Freiheitsprinzipien sozusagen als einen heiligen Krieg gegen die »Apostasie des Südens« führte. 1868 erhielten die Neger die Freiheit, wenn auch noch nicht volle Bürgerrechte.

7 Die geistigen Führer der Freiheitskämpfe 1813 Stein, Arndt, Niebuhr, Schenkendorf, auch die Königin Luise, empfanden in der Tat die Niederlage von Jena 1806 als einen Aufruf zur nationalen Buße und zu einer Selbstkritik, die sich mit der des französischen Grafen nach 1870 vergleichen läßt.

8 Gemeint ist die liberale und tolerante Regierungszeit des Zaren Alexander II. (1855–1881), der 1861 die Leibeigenschaft in Russland aufgehoben hatte und beispielsweise seinen finnischen Untertanen weitgehende politische und religiöse Autonomie zugestand. Damit war eine lange brutale autokratische Tradition abgebrochen.

Nicht Revolution, sondern Liberalismus — hier ist der Graf, der sich, wie wir schon hörten, bis zuletzt als »alter Liberaler und alter Christ« bezeichnet, besonders interessiert und leidenschaftlich. Denn er ist überzeugt, daß »die große Entdeckung des modernen Liberalismus« im Grunde vom Christentum herkommt (II, 234): »Das Evangelium hat den Liberalismus geschaffen, die Länder der Bibel haben uns . . . die tiefe Quelle der Freiheit gezeigt . . . all unsre Freiheitsprinzipien sind aus England und Amerika zu uns gekommen« (II, 192f). Der Kern des Liberalismus, wie der Graf ihn versteht, ist ihm die Freiheit und die Pflicht des persönlichen Gewissens, nicht nur die Freiheit, sondern ebensosehr die Pflicht. Daß der französische Staat namentlich zu Zeiten der Hochkonjunktur des ultramontanen Geistes in Frankreich dieses Gewissen uneingeschränkt respektiere, war eines seiner wichtigsten Anliegen im politischen Kampf. »Ich habe meine eigene Seele, mein Gewissen, meinen Glauben, meine Familie — jeder Versuch, diese Domäne des Individuums anzugreifen, wird meinen unüberwindlichen Widerstand finden, der Sozialismus ist nichts anderes als eben ein solcher Einbruch in das Heiligtum des Individuums« (II, 240). Sozialismus ist für Gasparin identisch mit dem Geist der Revolution von 1848 und mit dem Geist der Pariser Kommune von 1871. Seine Meinung ist: »Der revolutionäre Geist von 1848 hat bei uns den liberalen Geist getötet« (II, 65). — »Der Sozialismus ist die Negation der Freiheit und darum auch die Negation des Friedens« (II, 141). Sozialismus versteht de Gasparin offenbar vor allem im Sinne sozialistischer Ideologie, wie wir heute sagen würden, nicht im Sinne sozialer Verpflichtung und sozialen Rechts, und in diesem Sinne dürfte er durchaus recht haben. De Gasparin weiß dabei wohl, daß eine liberale Politik viele Schwierigkeiten und Schwankungen mit sich bringt, zu denen es im sozialistischen Einheitsstaat nicht kommt, aber vor die Wahl zwischen den Unannehmlichkeiten der Freiheit und der revolutionären sozialistischen Einheit gestellt, entscheidet er sich um des Gewissens willen eindeutig für die ersteren. »Die Freiheit hat ihre Unannehmlichkeiten, die persönliche Unabhängigkeit führt oft zu rauheren Allüren als die Konformität mit den allgemeinen Meinungen. In den meisten (sc. liberalen) Ländern scheint der Lärm politischer Auseinandersetzungen alle Tage zu einer Revolution zu führen, es sieht immer so aus, als müßte man zugrunde gehen, aber — die Bibel ist da, man geht nicht zugrunde« (II, 201). Ein kühner Satz zweifellos, es spricht aus ihm nicht nur die urprotestantische Zuversicht, daß christliche Freiheit nie zerstören, sondern bauen und in diesem Sinne nie revolutionär, sondern konservativ sein will, sondern es spricht aus der Hochachtung de Gasparins vor den »Ländern der Bibel« — der Ausdruck kommt öfter vor — auch der Geist der 30er und 40er Jahre des Jahrhunderts, in dem der Graf politisch tätig war und der in seinen liberalen Vertretern die

englisch-amerikanischen politischen Verhältnisse weithin als vorbildlich empfand. Ein christlich-politisches Gewissen kann, so ist seine Meinung, allerlei Auseinandersetzungen durchstehen, ohne zu explodieren und zu revolutionieren, denn — ein bezeichnender Satz — »Das Gewissen ist ein Gefühl für die Pflicht« (II, 65). Dieser Art von Liberalismus stellt der Graf als Gegensatz gegenüber den »fatalen Zirkel von Revolutionen« (II, 64ff), der manchen Leuten so sympathisch sei. Dieser »Zirkel der Revolutionen« besteht darin, daß man unfähig wird zu wirklichen Reformen, weil man unfähig ist zu geduldiger ernsthafter Arbeit und immer gleich nur das eine Heilmittel in Betracht zieht: die Revolution. Auf diese Weise sei es in Frankreich dahin gekommen, daß man sagen müsse: »Die Revolution ist uns zum Normalzustand geworden« (II, 68). Das liberale Gewissen als Gefühl für Pflicht, geduldige, beharrliche, furchtlose Arbeit — diese positive konstruktive Seite seines Liberalismus drückt sich auch darin aus, daß de Gasparin nicht nur den Schutz für seinen Liberalismus vom Staat, sondern auch den Mut zum freien Wort von seinen Freunden fordert. In diesen Zusammenhang gehören goldene Worte de Gasparins wie dieses: »Man hat viel von Verrat gesprochen, aber der größte Verrat besteht im Schweigen, nichts führt so sehr die Nackenschläge des Despotismus herbei als das Schweigen« (I, 50, 54). Oder in anderm Zusammenhang: »Behaupten, ich war im Grunde immer für den Frieden, ist keine Entschuldigung: was man im Grunde ist, das muß man auch an der Oberfläche sein. Majoritäten, die nicht sprechen und nicht handeln, zählen nicht« (I, 158). Man wird einem solchen »christlichen Liberalismus« — de Gasparin gebraucht dies Wort auch einmal II, 143 — die Hochachtung nicht versagen können. Gegenüber dem damaligen deutschen Liberalismus für Einheit und Freiheit der Nation scheint er mir jedenfalls ein Mehr von persönlichem Ernst und Zivilcourage für sich zu haben.

Nicht Kriegs-, sondern Friedenspolitik — hierauf liegt der Hauptakzent des politischen Testaments des französischen Grafen. Er meint das nicht im Sinne eines abstrakten ideologischen Pazifismus, denn »wenn man jeden Krieg verdammen würde, auch den Verteidigungskrieg, auch den Kampf zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern, dann würde man Recht und Pflicht verletzen« (I, 276). Seine Meinung ist vielmehr: »Der Christ verabscheut den Krieg, bloßer militärischer Ruhm, wenn er auch nur ein einziges Menschenleben kostete, ist ihm schrecklich, er wünscht den Frieden, sobald er mit Ehren geschlossen werden kann — dennoch betet er für den Erfolg seiner Waffen und schlägt sich brav« (I, 278). Aber schon de Gasparin fühlt vor 100 Jahren, daß die modernen Kriege immer schrecklicher werden und daß man sich darum allenthalben, wenn man sie schon nicht total abschaffen kann, bemühen müsse, »die Kriege schwerer und seltener zu ma-

chen« (II, 128). Mit Beifall zitiert er ein Wort des preußischen Kronprinzen nach der blutigen Schlacht bei Wörth vom 6. August 1870: »Der Krieg ist zu schrecklich, ich verabscheue den Krieg!« (II, 147) und fügt hinzu: »Ach, könnte doch dieser Krieg den Krieg töten!« Auf jeden Fall zählt er eine Reihe von wirklichen oder angeblichen Kriegsgründen auf, die künftighin nicht mehr wie vorzeiten dafür ausreichen dürfen, um einen Krieg zu entfachen: »Das 19. Jahrhundert ist nicht mehr die Zeit für solche Kriege aus jedem beliebigen Anlaß, es erlaubt nicht mehr, daß die Völker sich zerfleischen für Eroberungen, um ihrer Vormacht willen, wegen des — mehr oder weniger angeblichen — Gleichgewichts, um bloßen Ruhms und Ehre willen (gloire), um die Armee zu beschäftigen, um das Volk zu amüsieren, um von inneren Schwierigkeiten abzulenken« (I, 282). Demgegenüber fordert der Graf, namentlich in dem längeren Abschnitt die »Friedenspartei« (II, 127 bis 156), Arbeit für den Frieden, wie sie zuvor allzureichlich für den Krieg getrieben wurde. Was heißt Arbeit für den Frieden? Es heißt Kampf, Kritik, Diskreditierung der eiteln Sucht nach gloire (II, 30ff), der Gesinnung, sich durch einen glorreichen Krieg die Bewunderung der Welt und eine Zeile in den Geschichtsbüchern zu sichern; de Gasparin ruft in diesem Zusammenhang seinen Landsleuten — aber das gilt sicher nicht nur für Franzosen! — zu: »Die einfache und schlichte Pflicht (zu tun) genügt uns nicht, unser höchster Trost besteht immer nur darin, gesehen und beachtet zu werden!« (II, 40). Arbeit für den Frieden heißt Ablehnung des »Dogmas von der nationalen Unfehlbarkeit« (I, 24), also der Meinung, als ob, wenn es um das nationale Prestige geht, alle andern Argumente schweigen müßten. Auch in diesem Zusammenhang reagiert das liberale christliche Gewissen dagegen: »Unser erwachtes Gewissen nimmt gegen unsre nationalen Gewalttätigkeiten Partei für die überfallenen Völker, z. B. die Spanier, die Deutschen« (I, 25). Arbeit für den Frieden heißt Ablehnung des Kults der Fahnen (I, 29), ebenso der gesellschaftlichen Überschätzung von militärischen Rang-, Ordens- und Ehrenzeichen (II, 132, 307), Kampf gegen die Überflutung der Kinderstuben mit kriegerischem Spielzeug, gegen die Heroisierung der Kriege im Schulunterricht (II, 132). Wenn man den Krieg kritisieren und verabscheuen wolle, dann müsse sich das nicht nur richten »gegen die Mißgeschicke, zu denen er führt, sondern auch gegen die Lorbeeren, die man in ihm pflücken kann« (II, 131). Arbeit für den Frieden heißt darum für de Gasparin nicht nur die Folgen der Kriege bekämpfen, sondern soviel als möglich die Ursachen: »Verwundete pflegen ist sehr gut. Verhindern, daß es Verwundete gibt, ist besser« (II, 130). In gleichem Sinn sagt er zu den neutralen Mächten, daß es mit Nicht-Intervention und Hilfe für die Verwundeten nicht getan sei. Hilfe für die Verwundeten ist gut, aber keine Waffenlieferung für die Kriegführenden ist besser (I, 262ff), in diesem Punkt habe Eng-

land, das von ihm so viel gelobte England, leider versagt. — Eine wesentliche Seite des Friedensprogramms de Gasparins ist die Versöhnung mit Deutschland, auch in dieser Hinsicht ist er verwandt mit den Bestrebungen Heinrich Heines, der viele Seiten seines literarischen Werks diesem Ziel gewidmet hat. Aber während Heine seine Bemühungen mit allzuviel bitterer, höhnischer und pauschaler Kritik an Deutschen verbunden hat, ist der französische Graf ernsthaft bemüht, die traditionellen Diskriminierungen der deutschen »Barbaren aus dem Norden« auszuräumen und umgekehrt Gutes von ihnen zu reden. Schließlich gehört dieses Deutschland für den protestantischen Franzosen de Gasparin doch zu den von ihm geliebten »Ländern der Bibel«. Aber davon abgesehen ist er der Meinung, daß Deutschland und Frankreich »sich ergänzen und nicht sich widersprechen« (II, 150). Man kann und soll voneinander lernen; wie vorbildlich und nachahmenswert der Graf die militärische Organisation der Landwehr fand, haben wir schon gesehen. Auch dieses Versöhnungsprogramm fordert Arbeit. »Man muß dafür arbeiten. Den Frieden (mit Deutschland) schließen ist noch gar nichts, die Versöhnung (*réconciliation*) herbeiführen ist alles!« (II, 152). Hier ganz besonders gilt der an anderer Stelle geschriebene Satz des Grafen: »Jeder Tag, der vergeht ohne Vorbereitung oder Organisation einer kräftigen Reaktion gegen Kriegspolitik, ist für das Gewissen und die Pflicht ein verlorener Tag« (II, 128). In diesem Zusammenhang kräftiger Reaktion gegen eine lange in Frankreich geübte Politik gehört die runde These de Gasparins: »Wir akzeptieren die deutsche Einigung« (II, 366ff). Immer wieder, von Franz I. angefangen über Richelieu, Ludwig XIV., Napoleon III. bis Charles de Gaulle, hat das Interesse an Teilung und Uneinigkeit Deutschlands einen Bestandteil französischer Spekulation gebildet. Der Graf ist dem Frieden zuliebe gewillt, sich hiervon zu lösen: wir akzeptieren die deutsche Einigung. — Es würde zu weit führen, wollte ich von allen Punkten seines Friedensprogramms innerer Reformen ausführlich handeln. Ich zähle nur die wichtigsten Kapitelüberschriften auf, die am Schluß seines Werkes unter der Gesamtüberschrift »Programm der Wiedererhebung« (II, 255—400) stehen: Freiheit, Trennung von Kirche und Staat, Unterricht, Dezentralisation (aber kein Föderalismus), parlamentarisches Regime, freie Wahlen, freier Handel, Wirtschaft, allgemeine Abrüstung.

Nur eines muß noch hervorgehoben werden: die religiöse Überzeugung des Grafen, zusammengefaßt in den drei Leitworten: Bibel, Gewissen, Pflicht, bildet zweifellos den tragenden Untergrund sowohl seiner redlichen nationalen Selbstkritik als auch seiner positiven Anstrengungen für eine politische Neuorientierung. Gerade von seinen Ermahnungen zu Frieden und Versöhnung sagt er es ausdrücklich: »All das wird sich nur unter dem Antrieb des Evangeliums verwirklichen« (II, 152). Daß auch sein politischer

Liberalismus auf den biblischen Gedanken der Freiheit ruht, die nicht nur Rechte kennt und fordert, sondern ebenso Pflichten und Grenzen anerkennt, ist schon aus dem Bisherigen deutlich geworden. Dieses politische Testament enthält nicht zufällig an wichtigen Stellen längere Abschnitte mit Überschriften wie »Das Evangelium und der Krieg« (I, 272–282) und noch einmal im zweiten Band »Das Evangelium« (II, 223–254), Abschnitte, in denen sich die schöne, kurze Zusammenfassung des christlichen Glaubens findet: »Wir sind geliebt, das ist das ganze Dogma – wir dürfen lieben, das ist die ganze Moral!« (II, 224). Die besondere Note seiner religiösen Motivierung dürfte aber die sein, daß er die christliche Pflicht und Verantwortung auch für das öffentliche Leben unterstreicht. Ohne sich in falscher Weise auf bestimmte, als christlich akzentuierte Staats- oder Gesellschaftsformen und -systeme festzulegen, wehrt er sich leidenschaftlich gegen die Scheidung einer »morale privée« und einer »morale politique« (I, 9ff) oder, wie er an anderer Stelle sagt, gegen die »pharisäische Unterscheidung, die das Evangelium für das private Leben reserviert, aber im öffentlichen Leben uns heidnisch handeln läßt« (II, 153). Solche Sätze könnten einen Lutheraner stutzig machen, aber sie wenden sich nicht gegen Luther, sondern gegen den Mangel an christlicher Zivilcourage<sup>9</sup> und an christlichem Freimut im öffentlichen Leben auch vor den Mächten und Mächtigen der Welt – und in diesem Sinn sind sie mit Luther ohne Zweifel völlig einig. Sie wenden sich gegen christliche Interesselosigkeit an der Politik, gegen allzubilligfrommen Quietismus, sie verlegen bei de Gasparin gewiß nicht das Evangelium in die Politik und den Glauben in politischen Aktivismus, aber sie warnen vor der Geringschätzung und Verachtung der politischen Verantwortung. Darum muß man diesem redlichen Franzosen gerade auch als Lutheraner, gerade weil im Luthertum oft der christliche Freimut vor den Mächten und die Zivilcourage vor den Mächtigen verloren gegangen ist, dankbar sein für Worte wie diese: »Gott bewahre uns vor dem Quietismus, seien wir bitte nicht zu geistlich, nicht zu sehr Bürger des Himmels, denn es geht nicht nur darum, über die Übel der Welt in einem Winkel zu seufzen, sondern darum, sie kräftig zu bekämpfen« (II, 254) oder an anderer Stelle: »Die Kinder Gottes haben ihren Platz nicht außerhalb der allgemeinen Pflichten [devoirs communs, man könnte auch übersetzen: Bürgerpflichten], sonst werden sie zu Mönchen, und ich sehe nicht, was der (sc. politische) Friede dabei gewinnen würde« (I, 281).

<sup>9</sup> Nicht zufällig nennt der Graf als seine politischen Vorbilder eine Reihe von Persönlichkeiten, die durch ihre furchtlose politische Zivilcourage in der Geschichte bekannt sind: Demosthenes bei den Athenern, Cato bei den Römern, die Propheten im jüdischen Volk, Charles James Fox (1749–1806), der einen Krieg gegen Frankreich zugunsten der vertriebenen Bourbonen ablehnte.

Das zurzeit vielgespielte Stück von Dieter Forte »Martin Luther & Thomas Münzer oder Die Einführung der Buchhaltung« ist eine historische Satire. Unglücklicherweise will es aber mehr sein, ein »Dokumentarstück«, dessen Dialoge angeblich allesamt aus den Quellen belegbar seien. Prof. Bernhard Lohse, Ordinarius für Kirchengeschichte in Hamburg, zeigt die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit auf, Pfarrer Dr. Dr. Schulze exemplifiziert an dem Thema »Luther und der Zins«, wie Forte die Tatsachen auf den Kopf stellt. — Hingewiesen sei in dem Zusammenhang auf den Sammelband »Luther als Bühnenheld«, herausgegeben von Friedrich Kraft (im Lutherischen Verlags-haus Hamburg, 114 Seiten). Hier nehmen Historiker, Theaterkritiker und Theologen das Wort zur Sache, welche in dem Bühnenstück bestenfalls anvisiert, aber nicht erreicht wird. Forte kommt das (unfreiwillige) Verdienst zu, die Diskussion um existentielle Fragen des Protestantismus in der Öffentlichkeit angeregt zu haben.

### Ein feste Burg sind Geld und Zins . . .

Von Bernhard Lohse

An Versuchen, Martin Luther auf die Bühne zu bringen, fehlt es nicht. Luthers Auftreten vor Kaiser und Reich in Worms scheint geradezu nach dramatischer Gestaltung zu rufen. Der »deutsche Herkules«, der den Autoritäten seiner Zeit widerstand und sich allein auf Gottes Wort sowie auf sein Gewissen berief, bietet für einen Dichter reichen Stoff. In Luthers Wesen begegnen neben einem kaum erträglichen Grobianismus Züge kindlicher Zartheit; nicht zuletzt war der Reformator ein scharfer Denker, der dazu über eine Sprachgewalt verfügte wie kaum ein anderer in der deutschen Geschichte, so daß die verschiedensten Dichter von ihm angesprochen worden sind. Freilich, Luthers Vielseitigkeit und nicht minder die Tatsache, daß sein Werk eingebettet ist in mannigfaltige politische, wirtschaftliche und kirchliche Zusammenhänge, haben das Bemühen um dramatische Darstellung nicht gerade erleichtert.

Unter den mancherlei neueren Luther-Dramen, von August Strindberg bis hin zu John Osborne, dürfte »Der arme Mann Luther« von Leopold Ahlsen dem »echten« Luther am nächsten gekommen sein. Ahlsen hat kein heldisches Stück geschrieben, sondern Luther in seiner Sterbestunde gezeigt. Im Angesicht des Todes läßt der Reformator sein Leben noch einmal vor seinem geistigen Auge vorüberziehen und legt sich Rechenschaft ab über Recht und Unrecht, Wahrheit und Irrtum seines Handelns. Ahlsen hat Luther vielleicht zu sehr in existentialistischer Sicht gezeigt und die Glaubensgewißheit des Reformators, die freilich auf der Bühne fast zwangsläufig zur Karikatur werden mußte, nicht recht ge-